Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Durlacher Tagblatt. 1920-1964
1932

266 (12.11.1932) Roman-Blatt

Visual Library

[illegible] der Welt zur Verfügung, wenn sie will- kommt. Vielleicht kann man sie dadurch verführen."
„Pfui, du Casanova!"
„Warum?"
„Du interessierst dich wohl für Ria, was —?"
Er legte entsetzt das halbe Brötchen nieder. „Jee!"
Sie schwieg.
„Jee! — — Was machst du für Witze? Machst du dich über Ria lustig oder — —"
Er sah sie prüfend an. Jee schwieg immer noch. Sie hatte sich abgewandt und sah mit bedeutungsvoller Gleichgültigkeit zum Fenster hinüber. Peter holte tief Luft. Dann stand er auf, kam gewichtig um den Tisch herum und nahm ihren Kopf von hinten mit beiden Händen. Er bengte ihn langsam zurück und neigte sich tief darüber, bis seine Augen dicht vor den ihren waren.
„Was soll das?" sagte er leise.
Jee zuckte die Achseln und schwieg.
Er begann zu lachen.
„Du! — Bist du mit Ria verkracht?"
„Nein", klang es trotzig.
„Was ist sonst los? Du willst mir doch nicht erzählen, daß du auf Ria eifersüchtig bist?"
Jee gab keine Antwort. Ihr Blick hing tief und dunkel an dem seinen. Als er sich noch weiter herunterbeugte, warf sie die Arme um seinen Hals und zog ihn ganz an sich. Sie ließ ihn erst los, als ihr selbst der Atem ausgegangen war. Peter schmunzelte und sah lachend auf sie herunter. Jee lehnte sich vergnügt zurück und wippte mit der Fußspitze. Ihre Mundwinkel waren sehr vergnügt, ein bißchen keck und sehr sicher.
„Von mir aus kann Ria mitkommen", sagte sie zufrieden. Am nächsten Tage fuhr Peter.
Am übernächsten Tage folgte ihm Sipp, den er nur telephonisch gesprochen hatte, auf Grund einer ausführlichen Einladung.
Peter kam ziemlich schuldbewußt und unzufrieden nach Wernathen. Über den Grund wurde er sich selbst nicht klar, aber er hatte dasselbe Gefühl wie vor vielen Jahren, wenn er als Junge nach Schulschluß noch auf wilde Autreiberfahrten gegangen war, anstatt sofort zum Essen nach Hause zu gehen.
Joachim Sipps Ankunft wirkte belebend, denn sie lenkte alle seine Gedanken auf das Gestüt ab, und mit den Besichtigungen, Plänen und Besprechungen hatten sie während der nächsten Tage ausreichend zu tun.
Joachim Sipp, der einstweilen ein Gastzimmer im Herrenhaus bewohnte, war kein angenehmer Gesellschafter. Er schlenderte hager, schleppend durch die Gegend, er sprach selten, die wenigen Worte kamen gedehnt, lässig, während seine wasserhellen Augen stets irgendwo andershin zu blicken schienen. Peter kümmerte sich nicht weiter darum. Er wußte, daß Sipp es in den letzten Jahren nicht leicht gehabt hatte, er kannte nicht die Gründe, aber er respektierte sie. Er drängte keinem Menschen die Herzlichkeit einer Freundschaft auf. Asi Sipp hatte sein menschlich von früher her einen großen Kredit bei ihm, also sah er über die Veränderung des Äußeren hinweg, in der sicheren Zuversicht, daß auch diese kühle, nachlässige Art eines Tages zerreißen würde. Denn den Menschen, der darunter steckte, glaubte er seit fünfzehn Jahren zu kennen.
Das Gestüt war wirklich heruntergekommen. Schon Herrmanns war nicht der richtige Mann dafür gewesen, und seit seinem Weggang hatte sich überhaupt kein Schwein darum gekümmert. So sah es auch aus.
Asi Sipp machte während der ersten Besuche nur wenige Bemerkungen.
„Die Weiden müssen verjüngt werden! Die sind ganz falsch gedüngt! Ist hier Rindvieh gewesen?"
„Keine Ahnung."
„Pro Pferd drei Stück Rindvieh. Habt ihr Forellen im Wasser?"
„Ja."
„Dann ist das Wasser gut. — Hier ist viel Klee. Da können deutsche Schweine her, natürlich nur getrenntes, damit sie den Boden nicht aufwühlen. Da drüben ist vorläufig überhaupt nichts zu machen. Der Boden ist anscheinend durch Pferdedung verdorben. Weißt du, wie empfindlich deine Pferdchen gegen ihren eigenen Dung sind? Der Kerl, der das hier gemacht hat, hat die Pferde mit Kühen verwechselt!"
Sie gingen weiter.

Stundenlang begannen Sipps Augen in dem hageren, grauen Gesicht zu brennen. Seine Lässigkeit wich einem rasch aufzuckenden Zorn.
Peter, der ein herrlicher Reiter war, aber von der eigentlichen Pferdezucht infolge seiner endlosen Reisen nicht sehr viel verstand, freute sich darüber.
„Arbeit für Jahre!" sagte Sipp scharf. „Man muß ganz neu aufbauen! Das beste Material wird verdorben, wenn man die Weiden dermaßen vernachlässigt wie hier! Weißt du, daß dein Gestüt Tausende abwerfen kann?"
„Ich habe mir so etwas gedacht", sagte Peter.
„Schmiamlenke!" schrie Sipp. Dann brach er kurz ab und sprach kein Wort mehr.
Dafür saß er später stundenlang über den Gestütbüchern und grübelte. Von Zeit zu Zeit lachte er zornig. Dann stürmte er plötzlich hinaus, ohne ein Wort zu sagen. Peter ließ ihn gewähren. Er kannte seinen Asi Sipp. Er wußte, daß der jetzt da unten herumkroch und jede Ecke beschnüffelte.

„Ja oder nein?" löste Peter.

Erst am Abend sprachen sie sich wieder.
„Hast du Geld?" fragte Sipp unvermittelt.
„Nicht viel", gestand Peter.
„Kannst du bauen?" Sie sahen sich an. Sipp schob sein Glas beiseite und lehnte sich weit über den Tisch: „Kannst du bauen? — Du hast die größte Chance, die ich je gesehen habe! — Kannst du — sagen wir mal — ein Stalleisement für sechzig Mutterstuten bauen — ganz neu, weg mit dem alten Dreck — — Laufställe mit Fohlenboxen und Bewegungsring und Wärtergehöften und so weiter? Ich sage dir ehrlich, es ist eine Sache auf lange Sicht! Wenn du es kannst, mach es! Außerdem brauchst du neue Hengstställe. Die Paddocks sind ein Kinderspielplatz! Es muß alles neu hergerichtet werden! Aber dann — dann garantiere ich dir ein Gestüt — —"
Er brach mitten im Wort ab, legte sich zurück und zuckte die Achseln. Nach einer Weile sagte er trocken: „Ist ja alles Quatsch — mach, was du willst!"
„Und wenn ich das alles mache?" fragte Peter langsam.
Joachim Sipp sah langsam herum. Er hatte dünne, rote Flecken im Gesicht. Zweimal räusperte er sich, aber seine Stimme kam dennoch heiser und zögernd:
„Wenn —? — — Wenn du das machst?" Er holte tief Luft und lachte kurz. „Einmal möchte ich die Möglichkeiten haben, die du hier hast!"
„Du glaubst, daß du etwas daraus machen kannst?"
„Ich?" Er fuhr heftig auf. „Wir wollen nicht länger darüber reden. Du bist zwar sehr nett zu mir gewesen, aber einem von meiner Sorte gibt man nicht mehr diese Chance. Ich bin ein Verbrecher an Pferden, das weißt du! Ich habe dir das alles auch nur als guten Rat gesagt, und wenn du gescheit bist, suchst du dir einen Mann, der dir die Sache in die Höhe bringt!"
Seine Augen glitten fest und hochmütig über den Mann, der vor ihm saß.
Peter sah es nicht.
„Rede nicht so einen Blödsinn", sagte er. „Du wirst das machen und kein anderer! Und wenn du nicht gleich Ja sagst, haue ich dir jetzt ein paar in die — —"
Er hatte mit der linken Hand aus und streckte die Rechte geöffnet hin.

Roman-Blatt

Beilage zum Durlacher Tageblatt

Die Saat geht auf

4 Roman von Curt J. Braun (Nachdruck verboten)

„Vielleicht sagt man heute guten Tag?" rief er und streckte die Hand vom Wagen herunter.
Einen Augenblick sah sie ihn erschreckt an, dann kam ein kleines Lachen in ihr Gesicht. An ihren lustigen Mundwinkeln erkannte er immer noch die nette Reni, auch wenn sie heute sichtlich zurückhaltend war.
„Tag, Peterchen!" sagte sie. Sie sahen sich forschend an und dachten wohl beide dasselbe: Wie lange man sich nicht gesehen hatte. Sie war immer noch das bildhübsche Mädel wie früher, mit diesem tiefen, goldglänzenden Blond, in dem ganz unmotiviert ein paar dunkler Strähnen waren, und dessen Helle in seltsamem Widerspruch zu ihrem mattbraun gebrannten Gesicht stand. An den etwas herberen Linien ihrer Augenbrauen und an dem kühlen, kritischen Blick erkannte er, daß auch an ihr die Jahre nicht spurlos vorbeigegangen waren: sie war kein Mädel mehr wie damals.

Sie wechselten ein paar belanglose Redensarten.
„Nach Hause?" fragte er und deutete mit der Peitsche nach der Richtung, in der die Schiemanns wohnten. — Sie nickte. — Er bat: „Komm mit!"
Sie zögerte nur unmerklich, dann stieg sie zu ihm in den Wagen. Er ließ die Pferde gemächlich traben und suchte nach ein paar unverfänglichen Worten.
„Hübsch bist du geworden!" sagte er.
Sie lachte kurz:
„Man tut, was man kann."
Schweigen.
„Daß ich mich inzwischen verheiratet habe, weißt du?"
Sie nickte. „Ja, das habe ich gehört. Ich gratuliere." Sie zögerte kurz, dann fuhr sie halb lachend, halb spöttisch fort: „Nachrichten über seine Freunde hört man ja neuerdings immer nur von Fremden — hm —?" Ein kurzer Blick traf ihn.
Peter fühlte sein Gewissen belastet und sprach hastig weiter: „Ich wollte sowieso dieser Tage zu euch kommen! Aber du weißt ja, wie das ist . . . wenn man mal in die Heimat kommt, hat man so viele Bekannte zu begrüßen, daß man nicht so schnell herumkommt."

Er brach ab, denn die nette Renate hatte sich in die Ecke des Wagens zurückgelehnt und sah ihn so freundlich und ironisch aus ihren tiefdunklen Augen an, daß er den Faden verlor. Dann beugte sie sich plötzlich vor, und ihre Mundwinkel zuckten.
„Peterchen", sagte sie leise, „warum lügst du? Du wärst in den nächsten Tagen nicht gekommen, und in den nächsten Wochen nicht, und überhaupt nie! Als du in den ersten drei Tagen nicht bei uns gewesen warst, wußte ich doch, was los ist. Es gibt hier so viele Klatschmäuler."
Er sah sie doch:
„Klatsch? — Ist das wirklich alles dummes Gerede, Reni?"
Sekundenlang hing ihr Blick noch an seinen Augen, dann wandte sie sich plötzlich heftig ab, sah hinaus auf die Felder und schwieg.
„Also nicht —", sagte sie ruhig.
Ihr Kopf sank herab. Nach ein paar Minuten, während deren sie schweigend nebeneinander saßen, legte sie plötzlich die Hand auf seinen Arm:
„Halt an. — Jetzt darf ich wohl wieder aussteigen, nicht wahr?"
Er zügelte jäh die Pferde und sah sie an:
„Was sind das für Dummheiten, Reni?"
Sie schüttelte trotzig den Kopf:
„Das sind eben keine Dummheiten. Du hast ja ganz recht, wenn du nicht zu uns kommst, und . . . und wenn ich du wäre, würde ich die Schiemanns auch nicht mehr besuchen." Sie sah ihn hell und herausfordernd an: „Jetzt haben wir uns guten Tag gesagt — jetzt hast du von mir gehört, was du hören wolltest, und jetzt werden wir uns bis auf weiteres Adieu sagen, ja?"

„Peterchen", sagte sie leise, „warum lügst du? Du wärst in den nächsten Tagen nicht gekommen . . ."

Sie wollte aussteigen, aber er griff plötzlich nach ihren beiden Armen und drückte sie auf den Sitz zurück.
„Ich habe mir die lange Rede angehört", sagte er heiter, „und ich ziehe daraus die Erkenntnis, daß meine liebe Renate immer noch das Mädel ist wie früher, und daß mich das ganze Gerede überhaupt nichts angeht, soweit es unsere Bekanntschaft betrifft!" Sie saß reglos in der Ecke und machte einen vergeblichen Versuch, ihn zu unterbrechen. „Quatsch", sagte er, „ich komme euch nicht besuchen, denn mit deinem Bruder ist nicht alles in Ordnung, mein Kind! Aber wenn du dich mal mit mir unterhalten willst, weißt du, wo ich wohne, und ich werde mich über deinen Besuch immer sehr freuen! Hugh, ich habe gesprochen!"
Mit diesem Satz hatten sie schon vor Jahren ihre schwersten Diskussionen beendet, und Renate ergriff mit einem Lachen, das die jähe Feuchtigkeit in ihren Augen nicht verbergen konnte, seine Hände:
„Peterchen, du bist ein goldener Kerl!"
„Du kommst?"
„Bestimmt!" Sie warf mit einer jungenhaft frohen Bewegung den Kopf zurück, und Peter ließ die Gäule ausgreifen.

Als Peter den Schiemannschen Hof erreichte, stand Renates Bruder breitbeinig im Tor, hielt die Hand als Blende über den Augen und rief plötzlich:

„Ist ja nicht möglich! Der Herr von Mernothen weiß auch noch, wo wir wohnen!" Georg Schiemann war ein großer, sehniger Kerl mit dünnem Haar und fast weißblonden Augenbrauen. Er trug seine Joppe mit betont lässiger Eleganz. Langsam schlenderte er an den Wagen heran, von dem Renate schweigend abstieg, und tippte freundlich an einen imaginären Mützenrand:

„Tag, Quednow! Kommst du mich besuchen?"

Peter lächelte dünn.

„Tag, Schiemann. — Ich habe nur die Renate ein Stückchen mitgenommen!"

„So!" sagte der Gutsbesitzer, während sich die Furchen nasenabwärts vertieften. Er deutete in plötzlicher Jovialität zum Haus hinüber: „Aber du kommst doch 'n Moment mit herein, was? — Lange nicht gesehen!"

Peter spielte mit der Peitsche.

„Heute geht es leider nicht — muß zum Essen nach Hause. — Vielleicht ein andermal!" Er grüßte kurz und höflich, ließ die Pferde auf der Stelle herumgehen und fuhr davon.

Der Gutsbesitzer reckte sich auf, sein Gesicht war blaurot geworden.

„Das glaube ich ja weniger!" bellte er heiser hinter dem davonfahrenden Wagen her.

* * *

Kurz darauf hatte Peter noch ein Erlebnis, das erst durch seine unheimlichen Folgen für ihn bedeutungsvoll wurde.

Er fuhr ziemlich lange auf dem holperigen Landweg, den der erwachende Sommer in steinharten Furchen hatte erstarren lassen, zwischen den Schiemannschen Feldern daher. Es war ein sehr großer Besitz. Die Renate hatte vor vielen Jahren, als der Vater noch lebte, stets als glänzende Partie gegolten, denn die Familie hatte nur zwei Kinder. Wie es heute stand — ob nicht alles längst mit Hypotheken überlastet war, konnte natürlich niemand wissen. Das ganze Gut machte einen etwas verwahrlosten Eindruck, und von Schiemann wußte man, daß er seine Tage lieber in Königsberg und Berlin verbrachte, als auf seinem Besitz.

An der Biegung zur Chaussee wurde er angerufen:

„Herr Quednow! — Herr Quednow!"

Ein Mann, der mit zwei Pferden am Wegrand gestanden hatte, kam hastig auf ihn zu und riß die Mütze vom Kopf.

„Ich habe Sie schon vorhin vorbeifahren gesehen, Herr Quednow, und da habe ich hier auf Sie gewartet. Ich weiß nicht, ob Sie mich noch kennen?"

Peter suchte in seiner Erinnerung:

„Rhode?" fragte er zögernd. Nun erkannte er ihn. Der war auch einmal einer von seinen Leuten gewesen — übrigens der Sohn eines reichen Gastwirts von jenseits der Weichsel. Verwundert sah er den schäbig gekleideten Mann an: „Was machen Sie denn hier, Rhode? — Weg von zu Hause?"

Der Mann sah finster zu Boden.

„Es gibt kein Zuhause mehr, Herr Quednow."

„Warum? Was ist mit Ihrem Vater?"

„Der geht jetzt hausieren, Herr Quednow."

Peter sah ihn bestürzt an. Rhodes Gastwirtschaft war doch eine Goldgrube gewesen.

„Verkauft?" fragte er unsicher.

Der Mann lachte kurz.

„Man kann es auch so nennen, Herr Quednow, aber ich würde was anderes darauf sagen. Unser Geschäft war seine guten hunderttausend Zloty wert. Dann hat man unserem Vater über Nacht und ohne Begründung die Konzession entzogen — wir mußten froh sein, daß wir es noch für zwanzigtausend Zloty verkaufen konnten. Der Käufer war ein Pole — drei Tage später hat er die Konzession wieder gehabt und achtzigtausend Zloty daran verdient. Dann . . ." Er stockte, räusperte sich und mußte einmal heftig schlucken, ehe er fortfuhr: „Dann haben sie meinen Vater schikaniert, bis er über die Grenze ging. An der Grenze haben sie ihm von den zwanzigtausend Zloty noch sechzehntausend weggenommen — wegen Kapitalflucht. Das war amtlich. Danach haben sie ihn auf der Straße angerempelt und niedergeschlagen. Als er aufwachte, waren auch die letzten viertausend weg. Das war nicht amtlich. Und . . . jetzt geht er hausieren. Und . . . ich bin froh, daß ich hier untergekommen bin."

Peters Blick glitt über die Schiemannschen Felder.

„Ausgerechnet hier —", sagte er langsam.

Der Mann warf einen flüchtigen Blick zurück, dann trat er näher zum Wagen.

„Deshalb habe ich Sie angehalten, Herr Quednow, ich muß mit Ihnen sprechen — über vieles, was hier vorgeht. Jetzt kann ich nicht — der Lehmann bespitzelt uns alle! Aber wenn ich mal zu Ihnen rüberkommen dürfte?"

„Heute abend?" sagte Peter.

„Ich komme heute abend", sagte Rhode. Er trat hastig zurück. „Da drüben ist der Hund schon wieder!"

Während er zu den Pferden hinüberging, fuhr Peter langsam weiter. In einiger Entfernung sah er einen Mann über den Feldrain schlendern, in dem er trotz der Entfernung seinen ehemaligen zweiten Inspektor erkannte. Er grübelte noch lange über die Begegnung und war gespannt, was er heute abend erfahren würde.

* * *

Als der Abend sank, kam Sturm auf. Das erste Gewitter des Frühsommers zog überraschend schnell heran. Die Fenster klirrten unter der aufbrausenden Wucht des Windes, Sand wirbelte in dichten Wolken, die Bäume neigten sich tief, und in den kurzen Sekunden, in denen der Sturm Atem zu holen schien, hörte man über die kurze Entfernung hinweg das zischende Stöhnen des Sees. Eine halbe Stunde lang dauerte der trockene, heiße Sturm, dann knatterten die ersten Blitze los, und gleich darauf goß es wie aus Riesenkannen herab. In wenigen Minuten waren die steinharten Landwege zu tiefen, schwarzen Morästen geworden.

Peter saß in der Halle mit Wilkens zusammen und sah die Aufstellungen durch. Sie besprachen Zukunftspläne, denn Peter hatte die Absicht, einige weit entfernt liegende Ländereien, deren Bewirtschaftung vom Gutshof aus zu schwierig war, an eine Siedlungsgesellschaft abzugeben. Besitzerssöhne aus der Gegend sollten bevorzugt werden. Außerdem mußte die Meierei völlig modernisiert werden, um das Gestüt — ja, das Gestüt war die Hauptsorge. Peter dachte an Sipp, dem er diese Stellung versprochen hatte, und beschloß, noch heute abend an ihn zu schreiben.

Dann schrillte das Telephon. „Ihre Anmeldung nach Berlin, bitte!"

Er stellte den Apparat hastig um in sein Arbeitszimmer, wo er ungestört sprechen konnte, und stürmte nach oben. Wenn er irgend konnte, sprach er immer noch in der nächtlichen Stille ein paar Worte mit Fee — meist belangloses Zeug, nur ein paar Minuten, um ihre Stimme zu hören und ihr ein paar Dummheiten zu sagen.

„Hallo, Fee, Mädchen!"

„Bubbi —" sang es dünn aus der Ferne. Es surrte und summte in den Drähten. Er mußte den Hörer fest an den Kopf pressen und rief:

„Mädchen, wann kommst du?"

„Überhaupt nicht, Bubbi!" sang die ferne Stimme.

„Warum nicht?"

„Du sollst hierherkommen, Bubbi!"

„Ich kann nicht! Ich muß arbeiten!"

„Aber Mädchen hat Sehnsucht nach dir!"

„Das Mädchen soll hierherkommen!"

„Nein! — Bei euch fressen mich die Wölfe auf!"

„Es gibt hier keine Wölfe!"

„Lügner! Es steht doch in den Zeitungen! Bei euch laufen die Wölfe herum!"

„Ja, im Zoo in Königsberg! Wann kommst du?"

„Komm mich abholen! Ich habe Angst, allein zu fahren!"

„Bringe die Nju mit! Sie soll auch mal Ferien machen!"

„Ich werde es ihr sagen!"

„Wann kommt ihr?"

„Ich weiß nicht —"

„Mädchen! Liebst du mich?"

„Nein, am Telephon nie!"

„Und wenn ich komme?"

„Dann ja! — Kommst du?"

* * *

Wilkens saß fast eine halbe Stunde allein über den Büchern, ehe Peter wieder zum Vorschein kam. Er schien heiter vergnügt heran: „Na, machen wir Schluß für heute, Herr Wilkens!" Die Bücher wurden zugeklappt.

„Wann wollen wir das mit der Siedlungskommission machen, Herr Quednow?"

„Warten Sie mal — übermorgen fahre ich nach Berlin . . . da mache ich vorher eine kleine Pause in Allenstein. Ich muß mir erst mal ansehen, ob wir das mit der Privatgesellschaft machen oder mit der Gemeinnützigen. Mir ist es wichtig, wen wir da als Nachbarn bekommen!"

Wilkens äußerte sein Erstaunen. Er sagte nur:

„Ja, wollten wir nicht übermorgen wegen der neuen Maschinen nach Allenstein?"

„Richtig! Ganz vergessen! Ich werde mal gleich nachher im Fahrplan nachsehen, ob die Zeit dazu reicht. Sonst lassen wir's, bis ich zurück bin!"

„Wann wollen wir das mit der Siedlungskommission machen, Herr Quednow?"

Der Oberinspektor empfahl sich.

Peter stand noch eine Weile an den offenen Fenstern. Das Gewitter hatte sich verzogen, und drüben in dem nächtlichen Himmel leuchtete schon zwischen ein eigentümlich heller blauer Streif, der scharf gegen die abziehenden schwarzen Wolken kontrastierte.

Er sah auf die Uhr: Jetzt hatte es wohl keinen Zweck mehr, auf Rhode zu warten. Wahrscheinlich hatte er heute abend keine Zeit gehabt, oder das Unwetter hatte es ihm unmöglich gemacht, rechtzeitig herüberzukommen.

* * *

Am nächsten Tage fischte man auf dem See einen treibenden, gekenterten Kahn.

Zwei Tage später fischte man einen Toten aus dem Schilf. Es war Rhode. Über seinen Hinterkopf zog sich eine schwere Verletzung, an der die Kommission viel herumdeutete. Einige behaupteten, sie stamme von einem Hieb. Mehr Wahrscheinlichkeit hatte die andere Auslegung: Daß Rhode beim Kentern und beim Sturz aus dem Boot auf einen der vielen Baumstümpfe geschlagen war, die kaum vom Wasser überdeckt wurden.

Aber was in aller Welt hatte Rhode in Schiemanns Boot in dem Sturm auf dem See zu suchen gehabt? Schiemann konnte darüber keine Auskunft geben. Er erklärte, daß viele seiner Leute abends an den See zum Baden gingen, und daß sie, da das Boot nie angeschlossen war, auch öfters noch ein Stückchen hinausruderten — allerdings meist mit Mädels, während Rhode es offensichtlich allein getan hatte.

Peter erfuhr davon, als er auf dem Wege zum Bahnhof war, und in einem jähen Erschrecken begriff er, warum er auf Rhode in jener Nacht vergeblich gewartet hatte. Der freiwillige Weg von den Schiemanns nach Mernothen führte nicht über den See.

Sechstes Kapitel.

Es folgten ein paar heitere Tage in Berlin. Er stellte mit etwas verwirrtem Erstaunen fest, daß ihm die Stadt, die er einst geliebt hatte, innerhalb weniger Wochen fremd geworden war. Als er in die — inzwischen fertig eingerichtete — Wohnung in der Bendlerstraße kam, brauchte er einige Stunden, um sich darüber klar zu werden, daß alles dieses mitsamt der entzückenden Frau ihm gehöre.

Dann aber wurde es sehr nett. Es waren ein paar Tage restloser Ausspannung. Fee war die schönste Frau der Welt, sie fuhren einkaufen, sie fuhren ins Grüne, abends gingen sie ins Theater, und wenn sie in der Nacht zusammen nach Hause fuhren, hatte Peter stets das Gefühl, etwas Verbotenes zu tun, denn nur verbotene Dinge können so bezaubernd sein. Fee war ein Kind, ein verliebtes, süßes Mädel, das sich brennend gern abends einen kleinen Champagnerschwips antrank und dann mit ihm beim Nachhausekommen noch stundenlang in der Wohnung herumtollte. Ihr liebstes Spiel war: Die elektrischen Sicherungen herauszudrehen und dann in zehn abenteuerlich dunklen Zimmern Verstecken zu spielen. Und da sie flinker und geräuschloser war als er, konnte sie ihm manchmal minutenlang entwischen, bis ihm irgendwo aus dem Dunkel ihr Lachen als Wegweiser diente und er dann in der Finsternis etwas Warmes, Bebendes in seinen Armen auffing.

Aber da man sich an alles gewöhnt, erwachte er nach einigen Nächten wieder als vernünftiger Mann und erklärte am regengrauen Frühstückstisch:

„Jetzt wird eingepackt! Morgen fahre ich, und du kommst mit!"

„Jessas!" rief Fee, die höchst grundlos von Zeit zu Zeit die wildesten Dialekte sprach, „was san dem Herrn über Nacht passiert?"

„Nichts", sprach Peter, „außer, daß meine Urlaubszeit abgelaufen ist!"

„Ist nöööglich!" sagte eine amüsierte Fee.

Er setzte sich neben sie und machte ein ernstes Gesicht.

„Mädchen! Ich habe dir gesagt, daß ich nur für ein paar Tage komme — —"

„Was ihr Männer schon sagt!" sprach es aus zwei zärtlich gespitzten Lippen dicht vor seinem Gesicht. „Euch glaubt man ja doch kein Wort!"

Aber nachdem er sie wunschgemäß geküßt hatte, blieb er ernst wie zuvor. Er nahm ihre Hände:

„Ich muß zurück. Kommst du mit oder willst du hierbleiben?"

„Du sollst hierbleiben!"

„Das kann ich nicht!"

„Natürlich kannst du!"

„Nein!"

Sie sah erschreckt zu ihm auf.

„Warum schreist du mich an?"

Er küßte schuldbewußt ihre Fingerspitzen.

„Nicht böse sein! Ich kann wirklich nicht, Mädchen! Ich muß zurück. Kommst du mit?"

Sie sah todtraurig zum Himmel:

„Aber morgen kann ich noch nicht, Bubbi! Ich muß mich doch darauf vorbereiten!"

„Dann kommst du nach! In vier oder fünf Tagen, ja —?"

Sie nickte heftig: „Ja!"

„Willst du Nju mitbringen?"

„Soll ich —?"

„Weißt du nicht?"

„Ach — — ja — — warum nicht?"

„Nur beruhigen! Du bist doch nicht gern allein, und du sollst dich nicht langweilen, bis du dich eingelebt hast!"

„Ja — —" Es kam sehr zögernd. Dann, mit einem Achselzucken: „Wenn sie will — —"

„Ich werde sie mal gleich anrufen!"

Er ging zum Telephon. Fee strich sich heftig ein Brötchen. Nur von Zeit zu Zeit ging ein Blick hinüber zu dem Mann.

Peter bekam keine Verbindung mit Nju. Sie war nicht mehr zu Hause — unbekannt, wohin sie gegangen war. Er hängte mißmutig ab.

„Wir werden sie nachmittags anrufen. Hast du schon mit ihr darüber gesprochen?"

„Jo", sagte Fee. Sie war seit etwa fünf Minuten damit beschäftigt, auf einem sehr schlecht durchschnittenen Brötchen Butter und Honig zu verteilen. Mit einem verzweifelten Ruck schob sie den Teller über den Tisch: „Das mußt du dir selbst machen. Ich kann das nicht!"

„Talentierte Hausfrau!"

„Alter Bauer! Du kannst das bestimmt besser!"

„Sicher!" sagte er, und erledigte mit ein paar Griffen den schwierigen gastronomischen Vorgang. Und während er mit starken, weißen Zähnen das Brötchen kaute, sprach er weiter: „Du kannst ja auch allein mit Nju sprechen! Sage ihr, ich stelle ihr eine neue Schreibmaschine und die